

Der Tollhänfzler

Uebersetzt von Anna Reiner.

(19. Fortsetzung.)

„Welch sah ihn einen Augenblick erhaunt an, dann brach er in ein herzliches Lachen aus.“

„Das ist ein Riesenschach!“ rief er aus. „Ich weiß nicht, warum du dich so aufregst. Nun sind wir ihn los.“

„Und das Honorar?“ versetzte Truidde. „Ich werde seinen vollen Heller bekommen, wenn ich ihn nicht zurückbringen kann. Und die ganze Geschichte wird jetzt an den Tag kommen!“

Als Welch sich völlig beruhigt wurde, in welcher fatalen Lage sie sich nun befanden, veränderte sich sein Gesichtsausdruck in nichts weniger als erschütterlicher Weise. Eine ganze Minute lang schaute er hintereinander, dann trat tiefes Schweigen ein. Truidde fand zuerst seine Fassung wieder.

„Sei mir den Brief“, sagte er. „Ich habe ihn noch nicht einmal zu Ende gelesen.“

Welch las ihn laut vor:

„Lieber Truidde! Ich muß Ihnen leider die unangenehme Mitteilung machen, daß der Patient Francis Beveridge, den Sie in meine Anstalt brachten, entlassen ist. Wir haben die nötigen Nachforschungen unermüdet angestellt, leider ist es uns bisher nicht gelungen, seiner habhaft zu werden. Wir wissen nur, daß er mit dem Erlaubnis von Alfhilds Junction nach London gefahren ist, man hat ihn auch noch gesehen, als er St. Euston's Groß Station verließ. Wie er sich ohne Geld, ohne Wäsche und Kleider verborgen halten kann, ist mir unerklärlich.“

Da weder sein Vetter Mr. Welch noch sonst jemand Erkundigungen nach ihm eingelegt hat, wende ich mich an Sie und hoffe, daß dieser Brief Ihnen potentiend nachgeschickte Nachrichten wird. Ich muß noch hinzufügen, daß die Pflicht Bedrückter eine ungenügende List verraten, und daß man dagegen unmöglich hätte Vorkehrungen treffen können.

Ich wünsche Ihnen viel Vergnügen und bleibe

Ihr treuer
Adolphus S. Congleton.“

Schweigend sahen die beiden einander an, dann rief Welch gerührt aus: „Du mußt ihn wieder erwischen, Truidde! Glaubst du, daß ich mich umsonst in Gefahr begeben und so geplagt habe?“

„Ich muß ihn wieder erwischen? Du lachst ja gerade so, als hätte ich ihn losgelassen!“ erwiderte Truidde entrüstet.

„Dann mußt du ihn aber doch wieder zur Stelle schaffen“, entgegnete Welch.

„Ich kümmere mich einfach nicht mehr um ihn“, versetzte Truidde mit der Richtschloßlosigkeit, die der Verzweiflung entspringt.

„Nicht? Dann willst du also, daß die Geschichte bekannt wird?“

„Meinetwegen.“

Welch sah seinen Freund prüfend an, dann sprang er auf und sagte: „Du bedarfst einer Stärkung, mein Freund, schau“, daß aus Dienstmädchen sich ein wenig beliebt.“

Nach dem ersten Gang heiterten sich ihre Gesichtszüge ein wenig auf, nach dem zweiten brühten sie ihre Fassung wiedergewonnen, und als sie fertig waren, begannen sie mit freihem Mut neue Pläne zu machen.

„Ich möchte darauf wetten, daß der Mensch noch in London ist“, begann Welch. „Er hatte weder Geld noch Wäsche und Kleider, und an einen Freund kann er sich auch nicht gemeldet haben, sonst würden sich schon die Spagen auf dem Dach die Geschichte erzählen. Und es gibt einmal keinen Ort auf der ganzen weiten Welt, wo ein Mensch, besonders einer, der in Not ist, sich so gut verbergen halten kann wie in London.“

„Ich weiß das aus eigener Erfahrung. Da wir überdies voraussetzen können, daß er schwerlich im Westen oder in den besseren Vorstädten Unterkunft gefunden haben kann, so ist uns der Weg klar vorgeschrieben: wir müssen uns an einen Privatbeletzte wenden, der seine Leute ausscheidet, und dann müssen wir selbst auf die Suche gehen. Ist das klar? Siehst du das ein?“

„Wäre es nicht besser, sich zuvor noch in Clantwood zu erkundigen, ob die vielleicht etwas Neues erfahren haben?“ meinte Truidde. „Der Brief ist vier Wochen alt, vielleicht haben sie ihn inzwischen eingefangen.“

„Das ist sehr unwahrscheinlich“, behauptete Welch. „Das hätte er dir geschrieben, Uebrigens, eine Frage kann ja nicht schaden.“

„Ja, aber wenn es ruckbar wird, daß ich zurückkommen bin“, rief der Doktor plötzlich aus, „und ich ihn nicht mitgebracht habe?“

Auch in diesem Falle wußte Welch Rat.

„Du mußt sofort wieder wegfahren“, sagte er, indem er sich erhob, „du darfst keine Zeit verlieren.“

„Wie meinst du das?“ fragte der Doktor ganz perplex.

„Wir laden unser Gepäck wieder auf einen Wagen, meinen uns eine andere Wohnung — ich weiß, wo wir billig eine finden werden — und wenn man wirklich noch die Fragen sollte, so muß es eben heißen, daß du noch auf dem Kontinent bist. Es darf natürlich niemand erfahren, daß du heute hier warst.“

„Ist das auch der Mühe wert?“ „Was?“ schnauzte ihn Welch an. „Ob es der Mühe wert ist?“ wiederholte Truidde eingeschüchtert.

„Es geht um fünfhundert Pfund, von unsern guten Namen nicht zu reden“, antwortete Welch, „und da fragst du noch? Komm!“

Der unglückliche Truidde erhob sich zuckend. Er begann ihm langsam aufzukommen, daß die schmachvolle Erinnerung eines Honorars doch auch ihre Schattenseiten habe.

„Ich kann mich nur als Gefährlicher oder als Nachmann ausgeben“, überlegte Bunker, als er in seiner Coupéde sah, daß schienen mir die Berufsarten zu sein, die am wenigsten einer Verhaftung ausgesetzt sind. Tragen doch beide eine Livree, die allein schon, wenn anders der Träger etwas gesunden Menschenverstand besitzt, genugsam einen Beweis dafür ist, daß er keine fünf Sinne beisammen hat. Mir sehen zwar alle Wachmänner so ziemlich egal aus, sie werden aber doch wohl voneinander zu unterscheiden sein, und da jeder seinen zugeordneten Platz hat, so könnte ich schon durch mein bloße Ueberflüssigkeit Bedenken erregen.“

Er zündete sich eine neue Zigarre an und blidete durchs Fenster hinaus. „Ich werde also doch lieber in den geistlichen Stand treten“, sagte er sich. Das Amateurstosium eines Pfarrers ist auch bequemer als das eines Wachmanns. Man ist in dieser Beziehung auch sehr tolerant, glaubt ich; jedenfalls werde ich den ersten ehrwürdigen Kollegen, den ich treffe, sehr gut willkieren.“

Mit solchen weichen Betrachtungen vertriebs sich Bunker die Zeit, bis er — es war noch früh am Morgen — er fuhr sofort in ein kleines Hotel in der Nähe der King's Groß Station, und dem Besitzer gereichte es zu ganz besonderer Genugung. Eine solche Respektsperson, wie Seine Hochwürden Alexander Butler es war, in seinen Mauern zu beherbergen.

„Wie gut, daß ich meinen neuen Namen mit dem gleichen Anfangsbuchstaben gewählt habe wie Bunker“, dachte der neugeborene Geistliche, „es bringt mir sicherlich Glück.“

Es überraschte freilich ein wenig, daß der hochwürdige Herr einen Friseurangust trug, auch Hut und Winterrock machten einen weltlichen, um nicht zu sagen modernen Eindruck; aber im Laufe des Gesprächs erwähnte Butler so nebenhin, daß er auf dem Lande bei Freunden diniert und es nicht der Mühe wert gefunden habe, sich ungetuhten. Nach dem Frühstück zog er einen ebenfalls weltlichen Anzug aus dem Koffer an und ging zu seinem Schneider, der zu seiner Ueberzeugung, wie er auf seine Frage erfuhr, sein geistliches Habit noch nicht hergeschickt hatte.

Er fuhr in ein sehr bekanntes Mastenostiumgeschäft und legte mit einem großen Pack wieder; einige Minuten später war er endlich so angezogen, wie es sich schidte; er selbst machte die Bemerkung, daß es ihm misfiel, wenn Geistliche sich als Laien verkleideten. Was er von dem umgetriebenen Falle hielt, sagte er nicht.

Ein paar Tage teilte er dem Hotelier zu dessen Enttäuschung mit, daß er wahrscheinlich noch am selben Tage abreißen würde; dann ging er aus.

Eine halbe Stunde darauf befand er sich in der Straße, in der vor kurzem das Wagenrennen stattgefunden hatte, und schlenderte langsam am dem Hause des Dr. Truidde vorüber. Das Rouleau des Sprechzimmers war heruntergelassen, kein Laut ließ sich im ganzen Hause vernehmen, nichts erregte seine Aufmerksamkeit.

Langsam ging er auf die andere Seite der Straße hinüber, wo er in einem Hause gerade gegenüber in einem Fenster des ersten Stockwerkes eine Karte erspähte, die die Ausschreibung: „Zimmer zu vermieten.“

Befriedigt zog er die Glode, und bald darauf öffnete ihm eine behäbige, gesprächige Frau, die Wirtin selbst, das Haus. In dem ersten Stock war Schlaf- und Wohnzimmer zu vermieten. Wollten der hochwürdige Herr einziehen und sich die Wohnung ansehen? Er trat ein, beschloß die Zimmer und schien befriedigt; sie wurden bald herabgelassen, und nun begann Mrs. Gabbon, die von der äußeren Erscheinung und von ihren Manieren sowohl als von dem

Selbstgefühl und Selbstkritik.

Auf dem Lebenswege der meisten Menschen liegen so viele Hürden, daß viele dieser bitter Enttäuschten trostlos zu Grunde gehen würden, wenn ihnen die Natur nicht einen Selbstschuß in die Seele gelegt hätte. Dieser Schuß ist das Selbstgefühl. Ist ein Mangelklagen, ist eine Hoffnung wieder in Scherben gegangen, so tritt eine tiefe Niedergeschlagenheit ein. Aber das ist für die Seele nur ein Moment des Ausruhens. Denn bald darauf ermahnt das Selbstgefühl: Ich bin nicht so dumm, ich bin nicht so unfähig — ruft es im Menschen.

Wartet nur, ihr lieben Bekannten und Freunde, ihr werdet sehen, wie ich mich hinaufsetze; ich kann noch immer mehr als ihr thun, ich habe mehr Verstand als ihr alle... Das Selbstgefühl wird da mitunter ein wenig zur Selbstüberschätzung. Aber bei wirklich hart beschlagenen Menschen erfährt das Selbstgefühl eine seltsame Beschränkung. Sie legen so viel Kritik an sich selbst an, daß sie sehr rasch mit selbstigen Fuß auf realem Boden zu stehen kommen.

Anders ist es bei denen, die die Natur nicht mit starker Energie zum Handeln und auch nicht mit hart überlegener Befähigung ausgestattet hat. Da schlägt der Selbstschuß des Selbstgefühls besondere Wege ein. Die Neigung, uns möglichst gut einzuschätzen und in unsern Augen nicht minderwertig darzustellen, macht den Gedanken immer lebendiger, daß wir, wir selbst, das eigene Ich, besser sind als der andere und die anderen. Muß man schon einem anderen Ueberlegenheit des Verstandes, der Tatkraft und des Könnens zugestehen, so entsetzt man doch an ihm so viele Fehler — Fehler, die wir selber natürlich nicht haben —, daß das Resultat der Rechnung noch immer zu unsern eigenen Gunsten ausfällt.

Daraus entstehen oft merkwürdige Verkennungen, die an sich so komisch und zugleich so traurig sind. Sol irgen jemand etwas Bedeutendes ausgeführt und durchgeführt, so fehlt es nicht an Leuten, an vielen Leuten, die da sagen oder denken: das hätte ich auch gekonnt; dazu gehört nicht viel; wenn ich nur gewollt hätte... Aber warum hab ich es nicht gekonnt? fragt man sie.

Na, ich hätte gerade etwas anderes zu tun — lautet die Antwort — ich dachte nicht daran; ich hatte gerade keine Gelegenheit; aber eine Kunst ist doch die ganze Sache nicht... Nun ja, alles geht mit natürlichen Dingen zu. Und schließlich ist bei jeder großen Sache auch eine große Kunst dabei, vor allem die, den Mut zu besitzen, etwas anzufangen, etwas zu schaffen, eine Idee zu verwirklichen und überhaupt und zunächst: eine Idee zu haben.

Denn so traurig es klingt: die meisten Menschen haben überhaupt keine Idee. Nicht weil ihre Köpfe leer wären, sondern weil sie ihre Fähigkeiten nicht beschärfen. Sie begnügen sich mit der Alltagsbeschäftigung, und wenn sie tagsüber die Arbeit geleistet, die sie gethan, vorgefunden und alle Tage getan haben, wollen sie ausruhen, sich zerstreuen, „etwas vom Leben haben“, nur nicht den Kopf anstrengen. Und wenn sie zu Hause oder Bekannten gegenüber das Tun der andern eingehend kritisch und mit vielen Worten bewiesen haben, was sie für tüchtige Kerls sind, glauben sie bedeutende geistige Arbeit verrichtet zu haben.

Die wahrhaft Starcken aber lassen ihren Kopf arbeiten, auch wenn sie von der Tagesarbeit ruhen; sie kritisieren nicht, was sie nicht angeht, sie zerpluttern sich nicht durch lange Reden, sie haben eine Aufgabe, ein Ziel vor Augen und schaffen still und beherrlich. Und darum erreichen sie schließlich, was sie erreichen wollen.

Ein Hammer, der einen Nagel in seinen Klauen festhält, bis er eine Strecke weit ins Holz eingedrungen ist, wurde von einem Manne in Colorado erfunden. Er bewährt sich besonders an schwer zugänglichen Stellen.

Einest der besten Leibarzen Aufschiffe der deutschen Flotte wird mit einem Scheinwerfer von 40,000 Kerzen Lichtstärke ausgestattet, mit dem aus einer Höhe von 5000 Fuß die Oberfläche des Meeres beleuchtet werden kann.

Ein Illinoiser Farmer hat einen Apparat zum Abstreifen der Mistförner vom Kolben erfunden, bestehend aus einem Draht, von dem ein Ende zu einem Handgriff geformt, das andere plattgeschlagen und geschärft ist.

Zeitsignale, die mittels drahtloser Telegraphie vom Welturm in Paris ausgefandt werden, werden an einem 250 Meilen entfernten Punkte von einem Streifen Drahtnetz ausgefandt, das sich nur 20 Zoll vom Boden befindet.

Merkwürdiger Weise sind fast alle Häfen an der Ostküste Afrikas nach Süden zu offen und die an der Westküste nach Norden.

Ludwig XIV. konnte, wenn man der Anekdote glauben darf, kaum lesen und schreiben.

— Gipfel der Höflichkeit. Eigentum zu einer Dame, die sich ihm allein im led gewordenen Rettungsboot befindet: „Gefahren, gefährliches Fräulein, doch ich mit Ihnen zusammen untergeht.“

Der erste Milliardenär.

Napoleon I. als Vorgänger unserer Mammonfänger.

Der erste Mann, bei dem sich ein Besitz von mehr als einer Milliarde Franken sicher nachweisen läßt, ist Napoleon als Kaiser der Franzosen, und er besaß die Riesensumme als solche in barem Geld, meist sogar in Gold. Niemand hat Napoleon, weder als General Bonaparte noch als Kaiser, der Regierung Frankreichs oder dem unter ihm ganz machtlosen Parlament über die Verwendung von Geldern Rechenschaft abgelegt, wobei allerdings bemerkt werden muß, daß man sich in Frankreich auch nicht darum kümmerte, woher die Einnahmen kamen, da er Frankreich sehr wenig mit Steuern belastete und keine Anleihen machte, allerdings weder Staatsgüter verkaufte, so 1814 800,000 Hektar Forst. Seit dem Feldzuge in Italien 1795 sammelte Napoleon einen besonderen Fonds zu seiner freien Verfügung, der schließlich die Höhe von zwei Milliarden Franken erreicht haben soll. Aus diesem Fonds schuf sich Napoleon sein Heer, sein Prätorianerherd, das nur seiner Person anhängig. Aus diesem Fonds zahlte er die jährlichen Dotationen an Offiziere und Soldaten, zum Teil gewaltige Summen. Er erhielt sein Generalfeldmarschall jährlich 1,254 Millionen Franken, Davout 910,848 Franken, Ney 729,978 Franken, Massena 683,375 Franken, Lannes 327,820 Franken, Soult 305,770 Franken. Die Küstungen zum Krieg gegen Rußland, der Krieg dort mit seinen ungeheuren Verlusten, endlich der Krieg 1813 liefen diesen Fonds des Kaisers ganz gewaltig zusammenzuschmelzen. Nach Leipzig gab er noch persönlich aus ihm 60 Millionen Franken und für die Küstungen im Frühjahr 1814 den Rest von 135 Millionen.

Der Fonds war aufgebraucht, die Verbindeten standen in Frankreich, der Krieg war zu Ende, Napoleon ging als armer Mann nach Elba. Bei seiner Rückkehr 1815 fand er 50 Millionen Barrehand in den 80 Millionen der Rentenbesitzer der staatlichen Amortisationskasse und ließ geistliche Duplikate in die Kaffe legen. Dadurch erhielt er 28 Millionen Franken, und niemand konnte sich erklären, wie Napoleon das Geld zu seinen Küstungen aufgetrieben hatte. Dann kam Belle-Alliance, und weitere Finanzoperationen wurden verweigert.

Die unter der Leitung von Professor Hittinger (Frankfurt a. M.) in dem frühromischen Lager bei Hofheim im Taunus unternommenen Ausgrabungen gewahren einen interessanten Einblick in die Lebensweise der Römer. Es zeigt sich hier, daß auch Willkührn noch wissenschaftliche Aufschlüsse geben können. Man fand Stücke von Handmühlstein, größere Teile von Bodenplatten und Laufflecken von Getreidemöhlen, große Mengen angehohten Weizens und vertrocknete Leguminosen, die sich bei der Untersuchung als Erbsen herausstellten. All diese Dinge deuteten darauf hin, daß in dem weit vorgeschobenen Kastell ein ziemlich starker Verbrauch an Getreide und Hülsenfrüchten war. Mannigfaltiger als Getreide und Hülsenfrüchte waren die Leberkeiseln, die einen Schluß auf den Fleischgenuß ermöglichen. Der größte Teil der verzehrten Tiere waren nicht Haustiere, sondern Tiere des Waldes. In den Ablagerungshäuten oder Senteisohren erbeidete man auch Pferdehufen, so daß auch die römische Besatzung nach Landesbrauch Pferdefleisch genossen haben dürfte.

Von den jagdbaren Tieren waren besonders stark Hirsche und Rehe vertreten. Eine große Zahl von Eberzähnen weist auf das häufige Vorkommen von Wildschweinen in den Taunusbergen hin. Auffällig ist die Rauffindung von vielen Teilen von Auerochsen. Die Hornjahren des Tieres wurden in vielen Augenblicken gefunden, so daß der Nachweis erbracht ist, daß die Auerochsen in diesem Zeitalter in den Schluchten und Wäldern noch sehr zahlreich vertreten waren. Die Verfolgung durch die Römer dürfte auch die Veranlassung gewesen sein, daß sich die Auerochsen aus dem Taunus in das freie Germania zurückzogen. Vereinzelt fand man auch die angebrachten Knochen von Bären. Ueberreste von Hühnern, Hasen und Gänfen lagen hauptsächlich in der Nähe des Hauses des Kommandanten und der Offizierswohnungen. Auch Wuscheln und Küstenschalen erbeidete man in den Senteisohren des Kommandantenhauses.

Die Untersuchung ergab, daß die Küstern der Nörbbe entkammten. In der Nähe der Mannschaftswohnungen fand man dagegen zahlreiche Leberkeiseln von Fischweibern und Eierschalen in großer Menge.

In London ist noch eine dreiköpfige Kutsche im Gebrauch, die vor einem halben Jahrhundert von einem Drochthentuschler erfunden wurde und die niemals umgeschlagen sein soll.



Der transparente Coat ist eine Sommer-Kostüm. Ueber dem eleganten Kleid aus Seide werden ebenso elegante Gons aus Chiffon und mit Perlren besetzten Net gezeigt, welche ein solches Stilmotiv außerordentlich distinguirt machen. Das Kleid aus machinengewebtem Baumwollene-Gewebe hat rosa und grüne Blumen auf einem rahmfarbigen Grund, und der Coat ist aus rosenfarbigem Chiffon gemacht, gefascht mit Stahlperlen und rosa Seide.

Pergiftung von Vieh durch Giftpflanzen.

Das Vieh frisst selten giftige Pflanzen, wenn ihm genügend gesunde Futter zur Verfügung steht. Diese Regel gilt sogar in Bezug auf die Coploplonen oder Katzen-Lintrauter (Loco Weeds), obgleich es wohl bekannt ist, daß einige Tiere eine Vorliebe für diese Kräuter haben und sie lieber fressen, als irgend ein anderes Futter. Diese Vorliebe entwickelt sich indes gewöhnlich nur dort, wo das gesunde Futter knapp ist und die Coploplonen um so größere Anziehung ausüben. Wenn man in dieser Zeit des Futtermangels das Vieh davon verhindern kann, sich jene Vorliebe für das gefährliche Unkraut auszubilden, so werden wenig Vergiftungsfälle dieser Art vorkommen.

Aus Obigem geht schon hervor, daß man das Vieh nicht auf die Weiden treiben sollte, wenn wenig anderes als Giftpflanzen zum Fressen da ist. Dies ist besonders gefährlich, wenn das Vieh bisher mit Trodenfutter versorgt wurde. In Gegenden, von denen man weiß, daß gewisse Landkomplexe mit Giftpflanzen infiziert sind, sollte das Vieh von diesen ferngehalten werden, vor allem, wenn die Weiden grasarm oder stark abgegrast sind. Ist jedoch reichlich Gras, Futter vorhanden, so ist die Gefahr von den Giftpflanzen keine große.

Wenn Vieh von einem Platz zum anderen getrieben wird, so sollte wo möglich der Weg durch eine Gegend mit reichlich gutem Futter genommen werden. Ist es nötig, es durch eine an Giftpflanzen reiche Gegend zu treiben, so sollte darauf gesehen werden, daß das Vieh zur Zeit, wo es diese Gegend passiert, nicht hungrig ist. Es ist weit besser, den Transport am Nachmittag vorzunehmen, als am Morgen.

Laufgrabenidyll vor Skutari.

Guelfo Cibidini, einer der Kriegsbereitstatter des „Courriere“, ist jüngst durch das Entgegenkommen der kaiserlichen Offiziere in den Reihen der Belagerer bis an die vorderen Stützpunkte vor dem inzwischeneroberten Skutari gelangt, und berichtet darüber merkwürdige Dinge: Da Freund und Feind einander so nahe sind, benötigen sie die Gelegenheit, nicht nur Kugeln, sondern auch Meinungen und Proviant zu wechseln. Manchmal plaudert man gemütlich, zu anderen Zeiten wieder ergeht man sich in erbitterten Schmähungen. Das geht recht gut, weil viele Türken Serbis und Montenegrinisches und zahlreiche Belagerer Türkisch sprechen. In einem Laufgraben auf montenegrinischer Seite gebracht es an Brot, während die Türken in ihren Laufgräben kein Fleisch hatten. Als bald beginnt man zu verhandeln, und nach kurzem Wortwechsel wird ein kurzer (sehr kurzer) Waffenstillstand geschlossen. Zwei Türken kommen aus dem fernen Schuß des Laufgrabens, suchen zwei Kämpfer Montenegrinos trennen sich von den Jören, Brot wird gegen Fleisch ausgetauscht, und dann kehrt man friedlich zurück, um alsbald die Feindseligkeiten wieder aufzunehmen. Ein anderer Vorfall

der Art: Ein Montenegriner redet einen Türken an: „Nun, wie geht's?“

— „Mir geht es besser, wenn ich eine Zigarette hätte.“ — „Ich habe eine!“ ist die Antwort. „Hole sie dir!“ — Wenn du mir versprichst, nicht zu schiefen, komme ich.“ — „Einverstanden!“ Der Türke kommt hinter der schützenden Erde hervor, geht zum Laufgraben der Montenegriner, erhält wirklich eine Zigarette von seinem Feind, und kehrt um. Er hat dabei aber nicht bedacht, daß er seine Abmachung, daß nicht geschossen wird, nur mit einem Laufgraben getroffen hat, und natürlich wird von allen anderen Seiten her geschossen.

Während eines schwachen Gewitters, das über die Stadt Ulm und Umgebung niederbrag, wurde auf dem Exercierplatz Vorderfeld der Muskatier Lehrtr von Infanterieregiment 120, der neben seinem Hauptmann als Winter der Signalstation beschäftigt war, von einem Wütschilage getroffen und getötet.

Zum ersten Mal haben in diesem Jahre beim landwirtschaftlichen College der Cornell-Universität in Ithaca, N. Y., männliche Studierende den Kursus für Hauswirtschaftslehre belegt. Wie Prof. Borowick, welcher den Unterricht in diesem Fach erteilt, sagt, haben sich neun Studenten für diesen Kursus registriert lassen, und beschäftigen sich eifrig mit Toiletten und anderen häuslichen Geschäften, welche sonst von Frauen verrichtet zu werden pflegen. Dem Vernehmen nach machen die unternehmenden jungen Leute erfreuliche Fortschritte.

In so roher Weise wurde Jacob Chobricher von Newark, N. J., ein Hörer der Rutgers-Universität, von anderen Studenten mißhandelt, daß er in einem Hospital behandelt werden mußte. Der junge Mensch trug, als ihn eine Bande maskierter Muffensöhne in New Brunswick überfiel, einen Schnitt an der rechten Wade davon, und sein Gesicht war von den erhaltenen Schlägen geschwollen. Einem Abends will Chobricher in dem Jupiter-Museum-Geschäft von Louis Caputo in New Brunswick gewesen sein, als plötzlich ein Knabe eintrat und von einer Kaufereie, die sich nur wenige Häusergebierte entfernt zugetragen habe, erzählte. Neugierig verließ der Student den Laden, doch kaum befand er sich auf der Straße, als ihn eine Bande maskierter Männer überfiel, wobei er den Schnitt in die Wade erhielt. Der Mißhandelte, der zur Verteidigung ein Taschenmesser gezogen haben soll, kam sich dessen nicht mehr erinnern, gibt aber die Möglichkeit an, daß der Student sich seine Wunde selbst durch einen Messerstoß in der Schulter, dem im April von Studiengeossen zwangsweise der Schwur abstrahlte wurde. Einem Gerücht nach haben die an jenem Gevokalt beteiligten Studenten öffentlich Abbitte leisten müssen, doch wird dies in Abrede gestellt.

Der Feldzug der Engländer gegen den Mahdi kostete 60,000-70,000 Dromedaren das Leben.